

»Ich habe dich angerufen. Du hast es nicht mal gemerkt.«

»Ich – nein. Tut mir leid.« Ich zog sie auf mein Knie. »Ich liebe dich.«

Da lachte sie, kurz und rau. »Mich? Nein. Du liebst das hier. Deine Story. Du wärst nicht mal ins Hotel gekommen, wenn der Laptop hier nicht stehen würde, oder?«

Ich sah sie nicht an.

»Geh mit mir essen«, flüsterte sie. »Heute Abend. Ich fliege morgen früh nach Hause.«

»Klar«, sagte ich lahm. »Gehen wir essen.«

»Ich dachte bis vorhin, dass du mitfliegst. Nach Hause.« Sie sah mich eine Weile an, und ich dachte wieder darüber nach, wie schön sie war, doch alles in mir wollte zu den Bildern zurückkehren.

»Ich habe vielleicht jemanden, mit dem ich reisen kann«, hörte ich mich sagen, und wir lauschten beide den Worten nach, wie sie in dem kleinen, staubigen Hotelzimmer aufstiegen und im hektisch sirrenden Ventilator zerhackt wurden.

»Wen?«, fragte Florence »Der Besitzer von dem Laden, den sie angezündet haben?«

»Nein«, sagte ich. Und ich dachte an das Hosenbein und den Schuh und daran, dass der Ladenbesitzer nicht mehr lebte.

»Den Botenjungen. Na ja, und seine Familie. Ich meine, falls ich den Jungen wiederfinde. Wie findet man in Johannesburg einen achtjährigen Jungen?«

»Gar nicht«, sagte Florence.

Und ich ahnte, dass sie recht hatte. Wenn überhaupt, würde er *mich* wiederfinden.

Der letzte Abend mit Florence: Wie unwirklich er später wurde, wie seltsam ... Ich verbrachte jenen letzten Abend auf einer Dachterrasse, an einem Tisch zwischen Topfpalmen und Kerzenschein, unter uns die Großstadt mit ihren tausend Lichterarmen: die Hochhäuser in der näheren Umgebung makellose, glitzernde Stalagmiten und in der Ferne, unsichtbar und doch vorhanden, die Slums. Der Tisch war aus absichtlich verrostetem Eisen, hip und modern, die Cocktails aus dem Bilderbuch. Die Menschen auch.

Florence hatte darauf bestanden, dass ich das einzige gute Hemd anzog, das ich im Rucksack hatte, es war zerknittert, aber immerhin. »Und rasier dich vielleicht«, hatte sie gesagt.

Und da saß ich, gekämmt und im weißen Hemd, zwischen Menschen in besseren Hemden und mit besseren Frisuren. Ich hätte lieber irgendwas an einer Straßebude gegessen, mich mit Florence auf eine Mauer gesetzt, mit einer Flasche Wein, wie vor zwei Jahren, als wir uns kennengelernt hatten und quer durch Kanada gefahren waren.

Siebzehn. Die Florence, die jetzt vor mir saß, war eine junge Frau, kein Mädchen mehr. Wann war sie so erwachsen geworden?

»Es ist nur der Unterschied«, sagte sie und fuhr mit dem kleinen Finger den Rand ihres Cocktailglases entlang. »Du bist immer noch fünf. Du denkst, du kannst dein ganzes Leben lang rumrennen und Abenteuer erleben und Höhlen und Flöße bauen.«

»Aber es gibt Menschen, die das tun. Rumrennen jedenfalls«, sagte ich. »Ich glaube, man nennt sie Journalisten. Manche sind berühmt.« Ich legte eine Hand auf ihre. Zwinkerte ihr zu. »Die Welt wird von mir hören.«

Wir lachten zusammen. »Natürlich«, meinte sie. »Krieg ich dann ein Autogramm?«

»Das ... hört sich so an, als würden wir uns nicht mehr kennen, wenn es so weit ist.«

»Mathis«, sagte Florence, und das Essen kam und sah wunderbar aus, Kunstwerke auf quadratischen Tellern, und keiner von uns rührte es an. »Mathis, ich werde nicht auf dich warten, in Kanada. Ich bin nicht das liebe kleine Mädchen, das sich jeden Tag die Augen ausweint und hofft, dass du bald nach Hause kommst, und jeden Tag den Blog verfolgt, den du möglicherweise schreibst. Ich werde den Rest der Ferien jobben und im September anfangen zu studieren. Ich ...« Sie schüttelte den Kopf, sah weg. »Wenn du dich unbedingt auf einer so irren Reise kaputt machen willst, tu das«, sagte sie. »Zehn Prozent, Mathis, zehn Prozent von denen, die in Südamerika losgehen, schaffen es in die Staaten. Der Rest ...« Sie räusperte sich. »Du kannst dir aussuchen, ob du dich im Urwald von einer Giftschlange beißen oder von einer mexikanischen Gang abschlagen lässt.«

Plötzlich sah sie mich wieder an.

»Flieg mit mir nach Hause. Schreib dich an der Uni für Journalismus ein. Wir können eine Wohnung zusammen suchen.«

Ich nahm die Hand. Drückte sie. Und schüttelte langsam den Kopf. »Tut mir leid.«

»Dann musst du damit leben, dass ich jemand anderen finde.«

»Ich liebe dich«, sagte ich wieder. Aber ich hörte, dass es hohl klang.

Der Stuhl war zu durchdesignt, um bequem zu sein, ich rutschte unbehaglich darauf herum, sie hatte recht: wie ein Kind. Ich wollte nicht auf diesem Stuhl sitzen, zwischen den Cocktailtrinkern in ihren feinen Kleidern, im Angesicht der glitzernden Wolkenkratzer von Shoppingmalls und Hotels.

Ich wollte da unten sein, da unten in den Straßen, im Staub, im Dreck, mit meiner Kamera, und Geschichten einsammeln. Und eines Tages einen Namen haben, den niemand so schnell wieder vergaß: Es würde der Name eines Abenteurers sein, der keine Hemden zu tragen brauchte, damit die Welt ihm lauschte.

Allein der Gedanke, eine Wohnung zu suchen, bereitete mir Bauchschmerzen.

»Ich liebe dich, aber ich werde nicht mit nach Hause kommen«, sagte ich. »Ich ... bin kein Zu-Hause-Typ.«

Florence nickte. »Ich schon«, sagte sie. »Ich möchte irgendwann ein eigenes Zu Hause haben, für mich. Später. Und dazu muss ich ein Studium abschließen, einen handfesten Job finden, mich absichern ... verstehst du das nicht? Ich meine, du hast wunderbare Eltern, du hattest diese ganze Geborgenheit. Die perfekte Kindheit. Und genug Geld im Hintergrund, es war nie ... ein Problem. Bei mir ... Du kennst die Geschichte. Verdammt, ich habe hart genug gearbeitet, um das Stipendium fürs Studium zu kriegen, das lasse ich nicht sausen, um ... was weiß ich. Abenteuer zu erleben.« Sie seufzte, und ich kannte die Geschichte, sie hatte recht. Florences' Mutter war immer ein Problem gewesen, psychisch, sie hatte irgendwann angefangen zu trinken, und dann hatten ihre Eltern nur noch gestritten und Geld war sowieso nie irgendwo gewesen. »Ich möchte ein Zuhause haben, in dem ich mich wohlfühle. Und irgendwann, später, in zehn Jahren oder was, möchte ich Kinder. Denen ich eine bessere Kindheit geben kann. So eine, wie du sie hattest. Ich möchte zusehen, wie sie durch einen Garten rennen, im Sonnenschein, und lachen. Mich darum kümmern, dass es ihnen gut geht. Eine Zukunft aufbauen.«

»Ich wäre der schlechteste Babysitter der Welt«, sagte ich ernst.

»Du willst keine Kinder? Kein Zuhause? Auch in zehn Jahren nicht? ... Nie?«

»Es tut mir leid«, sagte ich.

Sie nickte nur. Und dann nahm sie die Gabel, inspizierte das wunderschön arrangierte Gemüse und begann zu essen. Ich hatte die Kamera bei mir, und dies ist das letzte Foto, das ich von Florence habe: wie sie auf dieser Dachterrasse voller Kerzen sitzt, vor sich einen Teller mit einem Kunstwerk und ein Cocktailglas. Sie lächelt auf dem Foto. Doch ihr Lächeln ist an den Rändern schon ein Stück Vergangenheit: ein Abschiedslächeln, das sie mir geschenkt hat, nur für das Bild.

Und dann saß ich in unserem Hotelzimmer auf dem Bett und versuchte zum x-ten Mal, die Bilder in meine Cloud zu laden, das Netz war zu schwach.

Flammen auf dem Bildschirm des Laptops, die erhobene Hand mit der Flasche, die Wut auf den Gesichtern, ein umgekipptes Regal. Der alte Somali auf dem Boden, der Hass in den Augen der Angreifer.

Vielleicht hatte Florence recht.

Vielleicht war es Wahnsinn, was ich vorhatte.

Sie hassten die somalischen Flüchtlinge schon hier, in Südafrika, obwohl sie nicht einmal eine andere Hautfarbe hatten. Überall auf der Welt wartet der Hass auf

Flüchtlinge, wer vor dem Tod zu Hause davonläuft, findet tausend neue Tode in der Fremde.

Zehn Prozent, hatte Florence gesagt, und ich wusste, dass sie recht hatte: Zehn Prozent schaffen es in die Staaten.

Aber dann sprang ich plötzlich auf.

*Genau das*, dachte ich. *Genau das wollte ich dokumentieren.*

»Florence?« Sie war im Bad, ich hörte die Dusche. »Ich dreh noch eine Runde draußen, ja?«

»Nimm den Hund mit«, rief Florence. Es war so ein Witz zwischen uns, so zu tun, als hätten wir einen Hund oder ein Kind oder einen Balkon (»Gieß die Geranien!«), und erst jetzt ging mir auf, dass wir den Witz unterschiedlich verstanden hatten. Für sie war es der Traum gewesen. Die Zukunft: Hund, Kind, Mann, Haus.

Für mich war es eine Art gewesen, mich über solche Spießigkeit lustig zu machen.

Ich war versucht, statt des inexistenten Hundes die Kamera mitzunehmen, aber dann ließ ich es. In meiner Jeanstasche steckten das Reiseportemonnaie mit ein bisschen Kleingeld, das Handy und eine Ersatzkarte für die Kamera, weil ich es für überflüssig hielt, sie herauszupulen.

Die Straßen waren dunkel. Es war eine schöne Nacht, die Luft warm und schmeichelnd auf der Haut. Es roch nach Diesel und nach Blumen, die irgendwo im Verborgenen blühten.

Die Sterne über mir waren unsichtbar, der Lichtsmog der Stadt fraß sie auf.

Der Mensch macht alles kaputt, dachte ich, sogar das Sternenlicht, aber irgendwie findet die Natur doch einen Weg.

»Vielleicht«, flüsterte ich, »wird es nicht so bleiben. Wir zerstören das Klima, wir zerstören die Welt, und dann wundern wir uns, warum eine ganze Masse von Menschen ihre Länder verlässt, in denen es nichts mehr gibt, und sich auf den Weg in unsere schöne, vollautomatische Zivilisation macht.« Das wäre, dachte ich, ein guter Anfang für meine Story.

Dann sah ich, woher der Duft kam. Unweit von mir wuchsen die Ranken eines Geißblatts über eine Mauer, aus einem Garten heraus, unbeeindruckt von Stacheldraht und Glasscherben auf der Mauerkrone. Ich ging näher, atmete tief den Duft ein ... Und dann legte sich ein Arm um mich.

Nahm mich in den Schwitzkasten.

Vor mir materialisierten sich zwei weitere Männer aus dem Nichts, einer hatte ein Klappmesser, der andere hatte einen Blick, in dem ich den gleichen Hass sah wie in den Augen der Plünderer.

»Keep your mouth shut, okay!«, sagte er.

Ich wehrte mich, was dumm war, bekam eine Faust in die Magenrube, krümmte mich und spürte etwas Kaltes an meinem Hals: die Messerklinge. Einer der drei hielt mich fest, während die anderen blitzschnell meine Taschen durchsuchten. Sie fanden das Portemonnaie und fluchten, enttäuscht vom Inhalt, fanden auch das Handy und die Ersatzkarte für die Kamera.

»Bitte!«, hörte ich mich keuchen, »kann ich die Karte wiederhaben? Sie ist leer, aber sie ist sehr prakt...«

Der zweite Schlag landete in meinem Gesicht, ich schmeckte Blut, merkte, dass ich jetzt auf dem Boden lag, kassierte noch ein paar Tritte. Dann entfernten sich Schritte.

Ich roch wieder den süßen Duft des Geißblatts.

Schließlich setzte ich mich auf und tastete nach meinen Zähnen. Sie schienen alle intakt zu sein. Ich zitterte, und mir war schlecht, aber vielleicht vor Erleichterung. Leute wurden in südafrikanischen Großstädten für weniger als ein Handy und ein bisschen Kleingeld umgebracht.

Natürlich, dies war ein entwickeltes, modernes Land. Aber Gewalt war nicht an der Tagesordnung.

Sie gehörte zur Ordnung der Nacht.

Lange saß ich einfach nur so da, die Knie angezogen, den Kopf an die Mauer hinter mir gelehnt.

Irgendwo lag Florence, geduscht, sauber, zwischen dem Duft von Hautcreme und Shampoo auf einem weißen Bettlaken. Und hier saß ich, zum zweiten Mal innerhalb von vierundzwanzig Stunden dreckig und blutverschmiert.

Sie hatte recht. Unsere Lebensentwürfe passten nicht zusammen.

Ich spürte, wie sich ein dummes Grinsen auf mein Gesicht stahl. Immerhin hatte ich es geschafft, überfallen zu werden, sodass ich davon berichten konnte.

Als ich das dachte, tauchte in der Ferne wieder ein Schatten auf. Zuerst erschrak ich. Aber es war nur ein kleiner Schatten. Ein Kind. Es rannte.

Und dann blieb es vor mir stehen, nach Atem ringend, und streckte die Hand aus. Darin lag die Karte für meine Kamera. »Ich dachte, du brauchst das hier vielleicht? Deine ... Bilder?«

»Du«, sagte ich. Denn natürlich war er es. »Wie kommst du hierher?«

»Ich hab doch gesagt, du brauchst einen Babysitter.« Der Kleine zuckte die Schultern. Ich nahm die Karte. Ich besaß nicht das Herz, ihm zu sagen, dass sie leer war und die Bilder längst in Sicherheit.

Ich nickte nur. »Danke. Haben sie das Ding weggeworfen?«